

Von Friedrich Mühlburg.

Auf dem weiten Becken der Raas liegt die Abenddämmerung. Dichte, weiße Schwaden durchziehen die Niederung und haften wie Spinnweben in dem Rohr und den Krüppelweiden der Uferbüschung.

Menschenleer und einsam ist die Ebene. In der Taberna a la die jenseits „Zum lustigen Leben“, an der Straße von Boibe nach Hanefte, schimmert aus den Fenstern des unteren Stockwerks heller Lichtglanz.

In dem das ganze erste Geschloß einnehmenden Schenckraum stehen vor dem Buffet Gruppen schwarzer Gestalten, andere haben die Hände um die massiven Eichentische gelegt.

Aus einer Ecke, in welcher ein Billardplatz gefunden, hallt das unaufhörliche Rollen der Kugeln und die von den verschiedenen Stoß begleitende scharfe Kritik der Zuschauer.

Die Unterhaltung ist überhaupt eine lebhaftere als gewöhnlich. Es ist Samstag, der Lohnstag der Bergleute der Kohlenbäche, und die Tagesgeschichte vorüber.

Deute lassen alle etwas drausgehen, Wallonen und Blumen, Deutsche und Polen.

Aus dem Tabakdampf von der Decke herab glühen die Hängelampen. Goldgelb leuchten die nassen, schäumenden Bieralster neben dem malten, grünlichen Absinth.

Das Gemur der Stimmen und das Klirren der Gläser erfüllt die warme, feuchte Luft des Wirtszimmers.

Ein besonders hitziges Wortgefecht hat sich an dem quer vor der Barre stehenden großen runden Tische entsponnen, an welchem auch die in der Nähe Sitzenden regen Antheil nehmen.

Es handelt sich um einen vor kurzem geplanten Ausbruch, dessen bereits erwählte Führer schon jetzt, ehe die Bewegung in Szene gesetzt werden konnte, von der General-Direktion der Bergwerke gemahnt worden waren.

„Das ist eine Fimanie.“ „Es ist Verrath dabei im Spiele.“

„Wählgut Euch, der Verräther ist mitten unter uns. Er schürt, facht und heizt am meisten. Marzellen beim Direktor de Mont, der er immer nachschleicht, obwohl sie ihn verabscheut, war unabsichtlich Zeugin, als er dem Herrn die Angaben machte und den Anschlag preisgab. Es ist Henri Defanne.“

„Geh, Hund, das sollst du mir büßen!“ „Hochauf fuhr der hünenhafte Wallone, als er seinen Namen nennen hörte, seine nervige Rechte ballte sich wie im Kampfe, den Oberkörper beugte er weit vor und seine tief schwarzen Augen lobten wie die eines prunzgebereiten, beutegierigen Raubthieres hinüber nach dem Anführer, dem Walländer Pol Verbaeren, der ihm ruhig entgegenblickte.“

„Guten, Hund, das sollst du mir büßen!“ „Doch plötzlich in ein boshaftes Lachen ausbrechend, einen tückischen Blick auf seinen Widersacher werfend und die Angrißstellung aufgebend, rief Defanne: „Verbaeren ist ein Narr. Er ist eifersüchtig, weil ich in seinem Revier der Häbrrie von de Mont's Marzellen nachspüre. Er glaubt, ich jage ihm die Wildbäche ab, wolle auf seiner Muntung Raubbau treiben. Dummer Kerl, es giebt der Wädeln noch viele vom hohen Ween bis zur Nordsee.“

„Guten, Hund, das sollst du mir büßen!“ „Eine schwüle, fernenlose Mainacht. Im schwarzen Lande lodern die Essen.“

Ringsum aus der tiefen Finsterniß brechen die glühenden Krater und hier und dort glänzt ein Auszug glimmender Schladen, wie der frische Lavaström eines Vulkans.

Die dumpfe, heiße, nächtliche Atmospähre ist geschwängert mit den jetzt unheimlichen Dämpfen der Fabriken, dem in zahllose Atome zerlegten feinen Staub der Kohlen und wird dadurch noch drückender, schwerer.

Überall Zeichen großartiger, menschlicher Thätigkeit, doch nirgends der Laut einer Menschenstimme. In geheimnißvoller, gespensterhafter Regungslosigkeit und Ruhe schauen die Feueranlagen durch die dunkle Einflamtheit der Frühlingsnacht.

Auf dem Schachte No. 12 der Zeche „Sankt Gudule“ stehen zwei Bergleute zur Halpeldiennung.

Aus einer alten rostigen Kohlenpumpe neben dem Ventilator fällt der rote Lichtschein auf die Gestalten der Männer, die mit trummer Anspannung der Muskeln des entblößten Oberkörpers die Handhebel drehen, sodas Ring an Ring des Drahtseils der herauskommenden vollen Fördererschale sich um das Holz der Welle legt.

Schweigend, wortlos verrichten die beiden die Arbeit der Nachtschicht auf der an einer entlegenen Stelle des Betriebes niedergeführten Tüfte.

Es ist Henri Defanne und Pol Verbaeren. Während der Blame die Fördererschale vollends auf den Rand des Schachtes emporzieht und dann den Inhalt die Halbe hinabstößt, folgen ihm die Augen Defannes in grimmigem Haß, in kaum zu bändigender Raschheit.

„Rascher als sie heraufgekommen, sent sich die Fördererschale wieder hinab auf die Schachthöhe.“

„In der Füllungsphase verläßt Verbaeren seinen Platz, um das Feuer der Kohlenpumpe nachzustehen. Dabei streift er absichtslos den nackten rechten Oberarm seines Gegners.“

Mit einem dumpfen Wuthschrei wirft sich sofort der vor Erbitterung und Eiferhitz rasende Wallone auf seinen Schichtgenossen und neben der gährenden, schwarzen Tüfte entzündet ein Kampf auf Leben und Tod.

Defanne hat seinen Nebenbuhler über die rechte Schulter und linke Hüfte gefaßt, indeß dieser ihm mit der rechten Hand die Kehle umtrampft.

Der stämmige, jüngere Walländer ist dem riesigen Wallonen fast an Kräften gleich; jedoch hat der Letztere bei seinem blitzschnellen Angriff sich die beste Stellung gewahrt. Auf dem schmalen Plateau der Halbe dicht hinter dem Rücken Verbaeren's lauert die Schachthöhe.

In stummem Anstimm ringen die Männer, taub für alles, was um sie her vorgeht. Das dreimal wiederholte Signal zum Aufholen verhallt ungehört.

Schon ermattet die Kraft Defannes, die Faust des Gegners hemmt ihm den Athem, vor den Augen flämmen ihm Funken. Der Druck seiner Arme wird schwächer — da gleitet plötzlich der Walländer über ein am Boden liegendes Holzstück aus und sinkt in die Knie.

Mit einer gewaltigen, letzten Anstrengung reißt ihn der Wallone dicht am Schachtande vollends nieder.

Doch während Defanne triumphierend einen Moment lang dem Gefürzten in's Antlitz schaut und ein grimmig-lachendes Lachen seine Lippen überfliegt, löst sich aus der schwarzen Tüfte der Schachteinfaßt eine dunkle Gestalt, ein furchtbarer Faustschlag jäleubert den siegestrunten Wallonen zur Seite.

Zugleich wird Verbaeren von dem Abgrund zurückgerissen und springt empor. Vor den Todesthüren steht der Schichtmeister Ritter, ein Deutscher, ein Westfale. Trotz seiner Strenge im Dienst der beliebteste Beamte im ganzen Betriebe, der zu jeder Zeit, Tag und Nacht, der Belegschaft an den gefährlichsten Punkten voranstand.

„Was gina hier vor?“ „Defanne ist wahnsinnig. Herr Schichtmeister, lassen Sie ihn laufen und Vorrathes unerschüttert.“

„Mit abnte gleich Unheil, als das Signal zum Anziehen erfolglos blieb und ich drunten vernahm, daß ihr beide allein hier oben Schicht hattet. Defanne, Sie sind entlassen. Ihren Lohn werde ich morgen anweisen zur Erhebung. Sie sind sonst ein brauchbarer Mensch; aber neulich machte Sie die Eifersucht zum Verräther an Ihren Genossen und heute beinahe zum Verräther. Weiden Sie die Lüttcher Gegend, drüben bei Berviers giebt's Arbeit genug.“

Mit einem dumpfen „Glad auf“, verabschiedet der Wallone im Dunkel. Unheimlich durch die schwüle Finsterniß der Lenznacht lohen rings im schwarzen Lande die Essen.

Zudem umfladert der rothe Schein aus der Kohlenpumpe die Gestalten der beiden Männer der Halpeldiennung, die Pol Verbaeren's und seines zur Ablösung für Defanne herbeibereiteten Gefährten.

In vollen Zügen athmet der Blame die ersäufende Luft, seine Augen leuchten auf in Lebensbejahung nach der furchtbaren Gefahr.

Weithin lodern Feuer und stummes Dunkel.

Sie beiden Väter.

Stimme von Guy de Teramond. Deutsch von M. Lepel.

Mit dem Glodenschlage zehn öffnete sich langsam die Thür und Mr. Jacquet betrat das Bureauzimmer.

Sein erster Blick galt einem der beiden mit Aktentüchern überladenen Tische, die das ganze Aemblem des Raumes bildeten. Als er denselben noch unleserlich sah, verzog sein Mund sich zu einem maliziösen Lächeln. Und dann entledigte er sich seines Ueberrodes, streifte seine Schreibärmel auf und ließ sich händeringend auf seinem gewohnten Platze nieder.

Drei Minuten später öffnete die Thür sich abermals an Mr. Moreau. Erschien. Ohne die ironische Grimasse zu zeigen, die der Kollege stets Anstanz begrüßte, zog er seinen Arbeitsrod an und beabsichtigte zu seinem Platze.

Und bis zum Abend herrschte absolutes Schweigen in dem Gemache.

Am fünf Uhr erhoben sich beide, nahmen Hut und Ueberrod und entfernten sich stumm.

Das gina nun schon dreißig Jahre so; seit dreißig Jahren hatten sie kein Wort mehr miteinander gewechselt, obwohl beide die ganze Zeit hindurch in demselben Ministerium, demselben Bureau arbeiteten und in ständige Berührung mit einander kamen.

Dieser Zustand dauerte schon vom dritten Tage ihrer Bekanntschaft. Mr. Jacquet hatte sich dazu mit dem Leben der Zeitung eine Bemerkung einschließen lassen, durch die Mr. Moreau sich in seiner politischen Uebersetzung geirrt fühlte. Infolgedessen war es zum Streit gekommen, ein Wort folte

das andere gegeben, und die Erde von dem Lied war die bedürftigste Erkenntniß, daß es unmöglich sei, mit einem solchen Menschen Gemeinlichkeit zu halten.

Und doch gab es auf der Welt kaum zwei Menschen, die besser zu einander gepaßt hätten, als diese feindseligen Kollegen. Beide waren in der Provinz gebürtig, hatten fast zur selben Zeit ihre Anstellung als erste Sekretäre im Ministerium erhalten, in dem nämlichen Moment geheiratet und waren fast gleichzeitig Vater geworden, nur daß Moreau seinen Vatertheil mit dem Leben seiner Frau bezahlte mußte. Langsam zogen die Jahre dahin. Die Kinder wuchsen heran. Aus ihren Gesprächen mit anderen Bureauarbeitern waren die beiden Rivalen hinsichtlich der Fortschritte des feindseligen Sprößlings stets orientirt. Der kleine Moreau hatte den ersten Jahrs belommen, der kleine Jacquet hatte „Papa“ gesagt.

Und die beiden eifersüchtigen Väter betrachteten einander bald mit souveränem Mitleid, bald mit Verachtung, je nach dem Vorpung, den ein Baby dem anderen abgewonnen.

Eines Morgens war Mr. Jacquet nicht im Bureau erschienen, und als bald verbreitete sich daselbst die Kunde, daß seine Frau ganz plötzlich verschieden sei.

Nun standen die beiden alten Beamten einander als einfache Wittwer mit je einem einzigen Sohne gegenüber. Doch statt, daß dieses gemeinsame Unheil sie zusammengeführt hätte, verschärfte es noch ihre Feindseligkeit. Sie konnten sich die Gleichgültigkeit nicht erzeihen, womit sie beide diesen gemeinsamen Trauerfall ignorirt hatten. Allgemach hatten ihre Söhne das zwanzigste Lebensjahr erreicht und sie wurden zum Militär eingezogen. Der eine kam als Dragoner nach dem einen, der andere als Kürassier nach dem anderen Ende Frankreichs, und die beiden Väter blieben nun völlig vereinsamt in ihrem leeren Heim, isolirt in ihrem Bureau, ohne Angehörige, ohne Freunde zurück.

Um ihre Abende auszufüllen, hatten sie ihr Sarcophag, ihre früheren Billards- und Biquetpartien wieder aufgenommen. Auch im Ministerium war Niemand, mit dem sie zusammenhalten konnten. Chef und Unterchef waren zu hohe Persönlichkeiten, die anderen Beamten zu jung zum Umgang für sie, und all ihre alten Kollegen waren verstorben. Nur sie beide, die als erste Sekretäre bereits die höchste Stufe der Subalternkarriere erreicht hatten, waren hier zurückgeblieben.

Ohne einen Vertrauten für all die vielen Kleinigkeiten des Lebens, über die man sich nothwendig aussprechen muß, mußten sie nach den Bureaustunden nicht, wohin sie sich wenden, was sie mit sich anfangen sollten und begannen unwillkürlich den Druck dieses lächerlichen dreißigjährigen Zwistes zu empfinden.

Da aber keiner von beiden dem Anderen ein gutes Wort geben wollte, so bestärkten sie sich auf gegenseitige stumme Abwancen.

Sie kamen Morgens etwas später, um dem Anderen einen kleinen Triumph zu gönnen. Moran fand es stets heiß, Jacquet öffnete daher distret das Fenster, er, der stets, wenn sein Kollege es gethan, jäh Hustenanfälle bekommen hatte, die Moran gleich wieder zum Schließen des Fensters veranlassen. Und das einzig aus Malice. Und Moreau trommelte nicht mehr mit den Fingern auf dem Tische, was Jacquet es nerods zu machen pflegte, daß er, um dem Anderen seinen Nervenzustand zu demonstrieren, mit seinen Abfüßen den Takt zu schlagen begann.

Und so gab es eine Menge Kleinigkeiten, die bisher zu Säurung ihres Hasses gedient hatten.

Nun aber gelangten sie schließlich zu der Erkenntniß: „Im Grunde ist der Kollege ein schlechter Mensch!... Wenn wir nicht böse wären, möchte ich ihm dies oder das sagen... Eigentlich kommt mir die ganze Geschichte in wenig lächerlich vor.“

Und seit ihrer Vereinigung hätte es nur eines geringen Anstoßes von außen her bedurft, um den Funken der Versöhnlichkeit zu entfachen.

Da Beide ganze Liebe und Zärtlichkeit sich in ihren Söhnen konzentrierte, war es keineswegs erstaunlich, daß Moreau eines Tages die Photographie seines Kürassiers auf seinem Schreibtische aufstellte, auf der seine Augen wohl hundertmal im Laufe des Tages voll bürdlichen Stolzes ruhten.

Am nächsten Tage thronte ein Dragoner auf Jacquet's Tisch, der an völlerlicher Liebe nicht hinter seinem Kollegen zurückstehen wollte.

Doch eines Tage später fanden sie die Bilder eines Morgens von boshafter Hand verwechselt. Der Kürassier thronte auf Jacquet's, der Dragoner auf Moreau's Tisch.

In der Erkenntniß, daß der bedeutsame Moment gekommen sei, wußten beide nicht recht, wie sie sich verhalten sollten.

Sollten Sie nach dem Bureauarbeiter schellen und ihm befehlen, ihren Sprößlingen zu dem ihnen gebührenden Platze zu verkehren, oder selbst den Laufschuh anziehen?

So verging eine Stunde, während welcher die beiden Gegner sich mit fragenden, abwartenden, prüfenden Seitenblicken schauten. Schließlich räusperte sich Jacquet distret, schob seinen Stuhl zurück, erfaßte mit einer Hand das Portrait und murmelte, sich im

gnädigen Lächeln halb zu Moreau wendend: „Monfieur...“

Dann harrete er der Wirkung. Moreau hatte den Kopf gehoben. Er begriff und lächelte nun ebenfalls, und seinen alten Freund zu ermutigen.

„Monfieur,“ fuhr Jacquet fort, „ich glaube, man hat einen kleinen Irrthum begangen.“

Und er reichte ihm das Portrait. „Einen entschuldbaren Irrthum,“ versetzte Moreau, „die Uniformen sehen sich sehr ähnlich.“

Und die Photographien wurden ausgetauscht. Dann herrschte wieder Schweigen im Bureau.

Aber das Eis war gebrochen. Am nächsten Morgen wechselten die beiden Gegner einen höflichen Gruß. „Ah,“ bemerkte Moreau, „heute hat man sie uns nicht vertauscht, unsere braven Jungen.“

„Nein,“ versetzte Jacquet, „jedem das Seine.“

Dann geriethen sie in eine Unterhaltung über ihre Söhne, wobei sie sich hinsichtlich der physischen und moralischen Eigenschaften, die sie den letzteren nachrühmten, gegenseitig weitgehende Konzeffionen machten.

In den nächsten Tagen kam die Rede auf ihre Familie. Sie fanden gemeinsame Bekannte.

„Wie, Sie haben Machin gekannt?“ „Freilich. Ein gelungener Kerl!“

Und sie lachten mitsammen über alte Anekdoten und Erlebnisse. Schließlich kam auch das große politische Kapitel, ihr Pantafel, an die Reihe, und bei dieser Gelegenheit konnten sie nicht umhin, zu konstataren, daß der Kollege mit den Jahren viel vernünftiger, ruhiger und gemäßigter geworden. Zwar waren sie nicht in allen Dingen einer Meinung, aber wenn die ganze Welt einer Meinung wäre, könnte man ja niemals disputiren.

Und in Anbetracht dessen gelangten sie zu folgender Resolution: „Wenn unsere Ansichten auch ein wenig auseinandergehen, so ist er doch ein ganz charmanter Mensch.“

„Wenn unsere Söhne auf Urlaub kommen, wollen wir sie einander vorstellen; nicht wahr, Moreau?“

„Nun natürlich. An die jungen Leute treten so viele böse Veräufungen heran, daß jeder Vater es als ein Glück anseht, wenn sein Sohn einen ersten, ehrenwerthen Freund findet.“

„Dann könnten wir eigentlich alle vier zusammen diniren. So lenne eine billige Restauration, wo man ganz ausgezeichnet speist.“

„Ah, in der That?“ „Natürlich, mein Vetter. Und bevor wir unsere Soldaten hinführen, könnten wir beide ja nächsten Sonntag zur Probe dort diniren. Unsere Jungen müssen hier gute Pflege haben.“

„Da haben Sie recht. Aber sagen Sie, mein lieber Moreau...“ „Was denn, mein alter Jacquet?“ „Warum denn nicht heute Abend? Wir haben ja nichts Besondere vor.“

„Famos. Es ist fünf Uhr. Also auf nach Valencia!“

Und während sie zum höchsten Traumen des Ministeriums hin in Arm davonschritten, löste es in ihnen: „Wahrhaftig, dieser Jacquet ist der beste Kerl der Welt!“

„Ein ganz vortrefflicher Mensch,“ dieser Moreau! Wie man sich doch im Leben täuschen kann!“

Türkisches Frauenleben.

Von Elisabeth Verneſcu.

Oft pfeilen wir Deutsche mit Achselzuden die Fehler zu behandeln, die von andern Nationen in der Beurtheilung unserer selbst gemacht werden, und wenn ein französischer Schriftsteller irgend eine Reise in das Miliardensland“ schildert und die ungeheuerlichen Dineo von Deutschland und den Deutschen behauptet, dann fühlen wir uns hoch erhoben über solche Unwissenheit. Leider machen wir es aber auch nicht viel besser in der Beurtheilung anderer Völker.

Welch irriqe Ansichten haben wir doch über das türkische Familienleben und die türkischen Frauen! Man kann weit herumtrampeln in gebildeten Ländern und wird immer wieder auf Anekdoten über das Haremleben in der Türkei stoßen, die sich auf englische, im Deutschen nachgedruckte Geschichten aus veranonymen Raubrunden beziehen. Es ist schwer, alle diese Anekdoten zu widerlegen, die vorhanden sind. Ich weiß kaum, wo ich beginnen soll. Ich weiß nur, daß die türkischen Frauen sich äroern, wenn sie die landesüblichen, irriren und schiefen Urtheile über sich selbst auch bei den Deutschen finden und lesen.

Lesen? Na, können denn die Türkinnen überhaupt lesen? Sind sie nicht ungebildete Frauen, die nichts anders verstehen, als auf Divans zu liegen, Cigarretten zu rauchen, Näherereien zu genießen und Wänke zu spinnen? Da haben wir gleich die erste falsche Ansicht über das Frauenleben in der Türkei. Denn die Verhältnisse haben sich in den letzten Jahrzehnten, soweit es sich um die Bildung der Türkinnen aus besseren Kreisen handelt, völlig verändert. Allerdings, noch in den sechziger Jahren war ein wenig Französisch das Einzige, was die Töchter der vornehmen Türken erlernten. Seit der Mitte der achtziger Jahre aber findet man in den besuhteren mohammedanischen Fa-

milien (natürlich spreche ich hier vor allem von den Familien in den Hauptstädten, wie Konstantinopel, Adrianopel u. s. w.) überall ausländische Erziehungs- und Sprachunterricht, und meist besuchen in der Zeit vom 12. bis 16. Jahre die jungen Türkinnen aus den alten Familien jezt die höheren Töchterschulen, die man fast in allen größeren türkischen Städten findet. — Man verlanat heut von einer gebildeten Türkinn dasselbe Wissen, wie von einer Dame in Deutschland, Frankreich oder England. Aber nicht nur die Damen der höchsten Kreise haben eine gebildete Bildung, selbst die Frauen im Mittelstand und in den unteren Ständen lernen heute lesen, schreiben und vortrefflich rechnen, denn es giebt Schulen auch für Mädchen, sowohl öffentliche, als als sehr gute private, und die Frau im Mittelstand und selbst in den unteren Ständen ist nicht selten die Gehilfin des Mannes im Geschäft; sie rechnet, sie kalkulirt, sie führt die Bücher, ja, selbst die Correspondenz.

Dabei wird mande Leserin gewiß überrascht sein und unwillkürlich oder halb im Scherz fragen: ja, welche von den vielen Frauen des türkischen Mannes führt denn die Bücher oder die Correspondenz? Nun, im allgemeinen ist es gar nicht so häufig in der Türkei, daß ein Mann mehr als eine Frau hat, obgleich ihm das Gesetz den gleichzeitigen Besitz mehrerer Frauen gestattet. Der jetzt regierende Sultan hat das Beispiel gegeben, daß er nur eine Frau besitzt, die wirklich seine rechtmäßige Gattin ist, und seinem Beispiel folgen die meisten hochgestellten Beamten, die hohen Offiziere, die Paschas und auch die Pensa und Effendis.

Daß die türkische Frau sich im häuslichen Leben eine dem Mann ebenbürtige Stellung zu erringen gewohnt hat, klingt wieder so außerordentlich und weicht so sehr von den Begriffen ab, die man sich im allgemeinen nach allen Uebersetzungen über die Verhältnisse der türkischen Frau gebildet hat, daß man dieser Behauptung durch Beispiele glaubhaft machen muß. Der vornehme Türke acht allerdings häufig eine Vernünftige ein — ganz wie in Deutschland, Frankreich oder irgendwo anders. Er heirathet gern die Tochter eines hochgestellten Staatsbeamten oder Militärs, denn durch den Schwiegervater erhält er Verbindungen und Beförderungen, und ohne Verbindungen kommt man in der Türkei schwer fort. Eine solche Frau hat einen bedeutenden Einfluß auf den Mann. Er wird sich wohl hüten, sie schlecht zu behandeln, denn das würde ihm der Schwiegervater und die gesamte einflussreiche Verwandtschaft schwer vergeben. Noch weniger aber dürfte er sie dadurch verletzen, daß er eine zweite Frau in das Haus nimmt. Daß eine solche Frau, die die mächtigste Verwandtschaft hinter sich hat, dem Mann sehr selbstbewußt gegenübertritt, ist eigentlich selbstverständlich.

Aber auch in andern Ständen als in den sehr vornehmen hat die Frau diese Gewalt im Hause. Nicht nur der Pascha füßt sich den Anordnungen seiner Frau, die sich auf Kindererziehung und Haushalt beziehen, auch der Mann des Mittelstandes läßt sich leicht von der Frau beherrschen; denn die Frau hat meist den stärkeren Willen. Durch die Gattinnen und die weiblichen Angehörigen anderer Stämme, die in früherer Zeit in die Harems gekommen sind, ist den türkischen Frauen viel frisches Blut zugeführt. Der männliche Türke ist ungewöhnlich verweichlicht; er hat nicht viel von jener Schneidigkeit, die in Europa, insbesondere in Deutschland, an den Männern geschätzt wird. Er ist bequem, um nicht zu sagen, träge, und liebt über alles die Ruhe. Die Frau ist viel willenskräftiger und hat eine sehr energische Art, diesen Willen zu behaupten. Die Folge ist, daß schon aus des Friedens willen die türkischen Männer fast ausnahmslos unter dem Pantoffel stehen. Wird daher in den meisten Fällen ein Mann, der derart unter dem Einfluß der Frau steht, es wagen, eine zweite Frau in das Haus zu nehmen? Für die mittleren und unteren Stände ist die Ehe mit einer Frau gerade durch die Vorschriften, die über das Haremleben im Koran enthalten sind, derart unförmlich, daß schon die Rücksicht auf die eigenen pekuniären Verhältnisse verbietet, mehr als eine Frau zu nehmen. Dann schließen auch gerade in den mittleren und unteren Ständen die Männer fast ausnahmslos Liebesheirathen, und es herrscht ein herzliches und inniges Familienleben. Die Frauen, die wohl wissen, welche Sorge auf dem Manne lastet, arbeiten fleißig zu Hause, wenn sie nicht, wie gewohnt, als Buchhalterinnen oder Correspondentinnen des Mannes mit thätig sein können. Die fertigen Stickerien an, die in den Bazaren verkauft werden und für die es allerdings sehr beträchtlich wenig giebt, weil eben so viele Frauen in diesen Handarbeiten einen Erwerb zweifeln suchen. Man sieht also, aus ganz natürlichen und selbstverständlichen Ursachen kann die Verweiberei in der Türkei nur eine beschränkte sein.

Ja, werden die Leute sagen, die über das türkische Familien- und Frauenleben unterrichtet zu sein glauben, „das ist wohl richtig. Es giebt wenig Türken, die mehr als eine Frau haben. Aber die Scheidung ist so außerordentlich leicht! Der Türke hat nur eine Frau auf einmal, aber er heirathet drei-, vier-, fünfmal hintereinan-

der!“ Auch diese Behauptung ist nicht zutreffend, und zwar aus denselben Gründen, die gegen die Polygamie des Türken sprechen. Dieses Scheiden und Wiederheirathen des Türken verbietet sich schon von selbst, erstens durch die Rücksicht auf die Familienverhältnisse, dann aber auch auf die eigenen Geldverhältnisse. Auch der Türke kann nicht ohne weiteres die Frau, von der er sich scheiden lassen will, vor die Thür setzen, sondern muß für sie weiter sorgen, und nicht nur für sie, sondern auch für die Kinder aus der geschiedenen Ehe. Darauf halten schon die Verwandten der Frau, die sich durch eine derartige Scheidung immer sehr verlegt fühlen. Diese Verwandten der geschiedenen Frau bieten alles Mögliche an, um dem Manne der Geschiedenen das Leben schwer zu machen, und was es kostet, wenn ein Türke drei bis vier geschiedene Frauen mit seinem Kindern außer seinem Haushalt ernähren soll, das wird sich jeder selbst ausrechnen können.

Aber sind denn die Frauen nicht vollständig willenlos? Hat denn der Mann nicht Recht über Leben und Tod der Frau? Keineswegs. Man muß an eine recht thörichte Anekdote denken, die im Laufe der Zeiten immer wieder in Zeitungen auftaucht. Diese Anekdote erzählt von einem Europäer, der bei einem Pascha zu Gaste war. Der Europäer hatte dem Pascha einen außerordentlichen Dienst erwiesen und äußerte angeblich den Wunsch, die schönste Sklavine aus dem Harem des Pascha zu sehen. Der Pascha willfahrte dem Wunsche des Gastes, die schönste Sklavine zeigte sich entschleiert; unmittelbar aber, nachdem der Gast das Haremzimmer verlassen hatte, trachtete ein Schuß. Der Pascha hatte die Sklavine, die durch die Entschleierung ihres Gesichtes entehrt war, mit einem Pistolenstoß getödtet.

Diese Anekdote beweist so recht deutlich, welche abenteuerliche Ansicht man sich von dem türkischen Haremleben gebildet hat. Es ist gar nicht daran zu denken, daß der Türke Gewaltthatigkeiten oder Mißhandlungen an einer Sklavine begeht, denn er würde zu strenger Rechenschaft gezogen werden. Dazu kommt, wie bereits erwähnt, die Rücksicht, die der Mann auf die Verwandtschaft der Frau zu nehmen hat und die ihm verbietet, seine Frau nach Belieben zu mißhandeln. Das sind alles Mädchen, die aus einer längst vergangenen Zeit stammen.

Wir sehen also, daß die türkische Frau im allgemeinen so lebt und geht, wie die Frau im Frankenland (mit „fränkisch“ bezeichnet der Türke alles, was nicht türkisch ist). Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Türkinnen zurüdgezogen leben und verkleinert gehen. Es ist aber schon seit Jahren in immer steigendem Maße eine Emanzipation der Frau auch in der Türkei im Gange. Schon heute legen sich Frauen selbst aus guten Gründen in Konstantinopel über alle religiösen Vorschriften hinweg und erscheinen unverkleidert in europäischer, gewöhnlich Pariser Toilette, in Theatern, Konzerten und auf Promenaden. Wie überall dort, wo nach langem Druck Freiheit für eine Klasse, einen Stand oder ein Geschlecht eintritt, sieht naturgemäß Uebertreibungen zeigen, so auch in der Türkei. Diese Damen, die der Emanzipation huldbigen, haben sich wiederholt gerade in der Öffentlichkeit ein so freies und ungezwungenes Benehmen gestattet, daß polizeilichereits eingeschritten werden mußte, halb aus Gründen der Ordnung, halb aus religiösen Gründen. Der Koran ist nun einmal die Grundlage nicht nur der türkischen Religion, sondern auch des Staatswesens, der Rechtsprechung und aller sozialen Verhältnisse. Die Heiligkeit sträubt sich mit aller ihr aufstehenden Macht (und es ist eine große, gewaltige Macht) dagegen, daß die Frauen aus ihrer Abgeschlossenheit heraustreten, daß sie ganz und gar auch in ihrem äußern sich kleiden und auftreten wie die fränkischen Frauen. Aber selbst dieses Sträuben der gewaltigen, hochgestellten Heiligkeit hält die Emanzipation der Frauen in der Türkei nicht mehr auf. Langsam, aber sicher vollzieht sich diese Bewegung, um so langsamer, weil sie der stärksten Angriffs auf die gesamte mohammedanische Weltanschauung ist. Aber aller Groll der Orthodoxen, der Uleas und selbst des Scheich ul Islam wird nicht viel helfen.

Deutsche Industrie und deutsche Ideen kommen nach der Türkei. Immer mehr junge Türken gehen in das Ausland, nicht nur nach Deutschland, sondern nach Frankreich, England, und bringen immer mehr fränkische Ideen in die türkischen Familien. Willehig wird gerade durch die Emanzipation der Frauen, die im Gange ist, die große Reform, deren die Türkei bedarf, gefördert werden. Die vollständige Emanzipation der Frauen in der Türkei wird sich früher vollziehen, als man denkt, und sie wird selbst über einen Scheich ul Islam hinweggehen. Denn beratige Entwidlungen vollziehen sich mit der Nothwendigkeit von Naturgesetzen, aber auch mit der Gewalt von Naturereignissen, und alles, was sich ihnen in den Weg stellt, wird beseitigt und vernichtet.

— Vertheibigerblüthe. .... Mit dem Strome meiner Rede und den Thänen, welche mein Klient soeben vergießt, werde ich nun das so mühsam auf Sand errichtete Gebäude der Anklage unterwaschen, so daß es in nichts zusammenfällt!“